



KARL SCHLÖGEL

CHARKIW : SCHAUT AUF DIESE STADT

Der Titel ist mit Bedacht gewählt. Er spielt an auf die Rede Ernst Reuters, des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, am 9. September 1948 während der Berlin-Blockade, die ein erster Höhepunkt des Kalten Krieges war. Es war auch der Titel meines Essays, den ich nach meinem Besuch im Jahre 2014, also nach der russischen Okkupation der Krim und der überall aufbrechenden, von Russland gesteuerten Unruhen in den Städten des Donbas, aber auch in Charkiw veröffentlicht habe. Ich habe von diesem Titel nichts zurückzunehmen, obwohl seither etwas Ungeheurliches geschehen ist: die Entfesselung eines vollumfänglichen Krieges Russlands gegen die Ukraine, zuerst gerichtet auf die Eroberung der Hauptstadt, aber auch auf die Einnahme Charkiws, in deren Vororte die russischen Truppen vorgedrungen waren und die seither Ziel massiver Raketenangriffe ist, mit dem Ziel, den Widerstandswillen der Bürger der Stadt mit allen Mitteln zu brechen. Die flächendeckende Zerstörung großer Teile des Stadtgebietes und die gezielte Vernichtung lebenswichtiger Infrastruktur hat es seit der zweimaligen Eroberung der Stadt durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg nicht mehr gegeben.

Ich habe die Stadt gesehen vor dem Krieg, eine blühende, vibrierende, normale europäische Metropole mit allem, was dazu gehört:

größtstädtische Bebauung, Industrieanlagen, Bahnhöfe, Boulevards, Parks, Theater, Konzertsäle, Universitäten, ein grosses Metronetz, riesige Neubauviertel und einer der größten Märkte im ganzen östlichen Europa – in den letzten Monaten Zielscheibe von Raketenangriffen, die weite Teile des Stadtzentrums und der Wohnsiedlungen zerstört und unbewohnbar gemacht haben. Die Stadt, die seit 2014 selber Zufluchtsort von Hunderttausenden von Flüchtlingen aus dem besetzten Donbas geworden war, wurde nach dem russischen Angriff am 24. Februar 2022 selber Ausgangspunkt einer neuen, viel größeren Fluchtwelle. Ich wagte 2014 nicht, mir vorzustellen, was mit der Stadt passieren würde, wenn sie in den Krieg hineingezogen würde, in dem die Städte Lugansk und Donezk, die nur zwei Zugstunden entfernt sind, bereits zugrunde gerichtet worden waren. Charkiw war auf den ersten Blick im Sommer weit entfernt von der Front mit Raketenbeschuss, Häuserkampf und zerstörter Infrastruktur. Auf dem Bahnhofvorplatz drängten sich die Reisenden, auf der Sumska Straße, eine Art Kurfürstendamm, der das alte und das neue Stadtzentrum verbindet, staute sich der Verkehr, abends waren die Cafés voll von Menschen, am Wochenende konnte der festlich illuminierte Gorki-Kultur- und Erholungspark mit *Roller Coaster* und *House of Horrors* das Publikum aus Alt und Jung kaum fassen.

Aber so sah es auch aus in Donezk, bevor die prorussischen Freischärler die Stadt in ihre Gewalt gebracht hatten. Charkiw war neben Städten wie Odessa und Dnipro auf der Karte von Noworossija eingezeichnet, jenes Territoriums also, das Putin und seine Leute in der Ukraine in ihre Gewalt bringen wollten. Charkiw war 2014 schon Schauplatz von Vorstößen zur Destabilisierung einer weithin normal funktionierenden Großstadt. Auf dem Gebäude der Gebiets- und Stadtverwaltung war im März für einen Augenblick die russische Fahne gehisst worden. Anhänger des Maidan, darunter auch der in Deutschland bekannte Dichter Serhij Zhadan, waren durch einen »Korridor der Schande« getrieben und zusammengeschlagen worden. Monatelang tobte der Kampf um die Besetzung des öffentlichen Raums: das Denkmal für den Nationaldichter Taras Schewtschenko im Stadtpark wurde zum Sammelpunkt der Maidan-Anhänger, das

Lenin-Denkmal, Ende September als Symbol der Sowjetzeit vom Sockel geholt, wurde zum Sammelpunkt der prorussischen Aktivisten. Es sah so aus, als könnte von einem Augenblick auf den anderen die prekäre Balance kippen. Im Mai 2014 hatte mir mein Gesprächspartner, mit dem ich mich in einem Café über Charkiwer Urbanität und Konstruktivismus unterhalten hatte, gestanden, dass er in seinem ersten Beruf Klavierstimmer, in seinem zweiten Beruf aber mehrfach ausgezeichnete und Afghanistan-erprobte Scharfschütze sei, jederzeit bereit, seinen ersten gegen den zweiten Beruf zu tauschen, und, wenn die Zeit gekommen sei, gegen die »Kiewer Junta« anzutreten. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was aus einer Stadt mit 1,5 Millionen Einwohnern wird, wenn aus Zivilisten Scharfschützen werden. Soweit meine Eindrücke von 2014.

Wir wussten damals wenig über die Stadt. 2012 war das Stadion von Metallist Charkiw einer der Austragungsorte der Fußball-Europameisterschaft. Zehntausende von Fans – vor allem aus den Niederlanden – waren in die Stadt »am Rande Europas« gekommen; noch heute spürt man den Langzeiteffekt dieses Europäisierungsschubs, etwa in der Zweisprachigkeit der Straßenschilder oder im weltläufigen, ganz unsowjetisch freundlichen Service an der Hotel-Rezeption. Zuletzt war es der Abschuss der Maschine von Malaysian Airways MH 17, deren Opfer vorübergehend in den Gefrier- und Leichenschauhäusern der Stadt geborgen worden waren, der die Stadt ins Bewusstsein der Zeitgenossen gerückt hatte.

Es muss viel geschehen sein, wenn diese Stadt im Horizont der Europäer merkwürdig abwesend ist.

Charkiw ist nicht nur eine Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern, ein Zentrum der Wissenschaft und Kultur mit Abertausenden von jungen Leuten und Studenten, ein Ort traditionsreicher Maschinenindustrie und ein Verkehrsknotenpunkt erster Ordnung. Im späten Zarenreich rangierte die Stadt – nach Sankt Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa – an fünfter Stelle. Nach der Revolution wurde Charkiw Hauptstadt der Ukraine, bis diese 1934 nach Kiew verlegt wurde. An Charkiw lässt sich die ganze Sequenz der Heim-suchungen, die im 20. Jahrhundert über die Ukraine gekommen ist,

ablesen: Bürgerkrieg, Kollektivierung und Holodomor, Großer Terror, deutsche Besatzung und Holocaust. Damals war nicht absehbar, dass die Stadt der nächsten Heimsuchung entgegengehen würde.

Die Ukraine und ihre Zentren, so lang abwesend im Horizont der Europäer, ist nun mit dem Krieg in die mentalen Karten der Europäer eingezeichnet worden – irreversibel. Es waren nicht Lehrbücher, die uns Nachhilfe-Unterricht erteilt haben, sondern die Berichte der Kriegsberichterstatter, der Videobotschaften des ukrainischen Präsidenten, die Flut von Bildern vor Ort, die uns über Handys und soziale Netzwerke zugespielt wurden, die Interviews der Evakuierten und Geflüchteten, die jeden Abend mit den Fernseh-Nachrichten auf uns eindringen.

Wie überhaupt über den Krieg sprechen? Der Krieg war für uns, die meisten jedenfalls, keine selbst erlebte Erfahrung. Meine Generation, friedensverwöhnt und friedensgewohnt, hatte den Krieg über Filme und Nachrichten kennengelernt: Algerien, Vietnam, Biafra, Afghanistan, Sarajewo. Aber von Gewalterfahrung am eigenen Leib waren wir verschont geblieben. Daher die Sprachlosigkeit, die Lähmung oder die Empörung der Betroffenen, die von sogenannten *public intellectuals* auf den Höhen des herrschaftsfreien Diskurses umgehend als idealistisch und moralisierend denunziert wurden.

Es waren wesentlich die vor Ort gebliebenen Journalisten, Schriftsteller, Dokumentaristen, die festhielten, was geschah, und die mit ihren Kriegstagebüchern ein neues Genre erschufen: knapp, lakonisch, mitleidlos, wahrhaftig. Mit den Bildern von bisher Ungesehenem kam auch eine Sprache in die Welt, die die Erfahrung des Kampfes von Leben und Tod erfasste und in der Lage war, den Kokon, in den sich ein in der Komfortzone angesiedelter Diskurs eingesponnen hatte, zu durchstoßen. Es waren die Reporter, die Augenzeugen, die Schriftsteller, die den Mut und die Disziplin besaßen, der Realität ins Auge zu blicken und sie für uns in Worte zu fassen. Ich muss es dabei belassen und auf jene verweisen, die das können: Sergej Gerassimow, Serhij Zhadan, Andrej Kurkow und die vielen Tausenden, die in der Welt der sozialen Medien dem Anblick der Realität standgehalten haben.

Aus all diese Gründen kann ein Bericht aus Charkiw heute nichts von der Art sein, was man einst mit einem Lichtbilder-Vortrag oder Powerpoint-Präsentation illustrieren konnte, also das Panorama einer Stadt mit den dazugehörigen historischen Daten, gewürzt mit der einen oder anderen Anekdote. Das kann man entweder im Kapitel meines Buches *Entscheidung in Kiew* von 2015 nachlesen oder bei Wikipedia finden. Alles, was war, ist durch den Krieg jetzt in einen neuen Rahmen gerückt worden, ein Bild, das zertrümmert, zerfetzt ist und am Ende neu zusammengesetzt werden muss.

Ich möchte aber doch auf zwei für mich wichtige Erfahrungen hinweisen. Die erste ist, was man an Charkiw als einer europäischen Metropole entdecken kann, und die zweite: dass die Stadt ein herausgehobener Schauplatz ist, an dem sich die Gewalterfahrung des 20. Jahrhundert wie an kaum einem anderen Ort verdichtet.

Jede der ukrainischen Städte steht für eine große Geschichte, alle zusammen ergeben das Bild der Ukraine als eines »Europa im Kleinen«, ein Maß an Vielfalt, das oft aber nicht als Indikator für Reichtum, sondern als Gefahr, als Zeichen von Fragilität und Instabilität verstanden wird. Aber inzwischen ist klar, dass die eine politische Nation, die um ihre Existenz kämpft, stark genug ist, um so verschiedene Welten wie das Czernowitz von Paul Celan mit dem Schwarzerde-Land von Poltawa, das Tausendjährige Kiew mit dem Odessa der Schule russisch-jüdischer Literatur, die Landschaft am Dnipro mit den Gruben und Stahlstädten des Donbass zusammenzuhalten. Wenn es ein Land in Europa gab, in dem Zweisprachigkeit die selbstverständlichste Sache der Welt war, dann war dies, wie jeder der dort war, bezeugen kann, eben die Ukraine. Um die Wucht, aber auch die Tragödie der Ukraine zu erfassen, ist Charkiw der ideale Ort, um das »ukrainische Jahrhundert« zu besichtigen.

Wer in Charkiw ankommt, weiß sofort, dass er in einer Stadt großen Formats angekommen ist. Nur Städte von Rang haben solche Bahnhöfe und Bahnhofsvorplätze. Hier ist es keine »Kathedrale des 19. Jahrhunderts«, sondern ein Palast im Stil des Stalinschen Empire. Die Nordseite des Platzes wird begrenzt vom Postamt, einem Musterbau des Konstruktivismus, vorbildlich restauriert, ganz in Weiß und

mit Fensterbändern im Stil von Emil Fahrenkamps Shell-Haus in Berlin. Gegenüber, fast ein ganzer Block für sich, die Eisenbahnverwaltung Süd aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, aus der Zeit des industriellen Take-off des Russischen Imperiums. So stoßen hier bereits drei Schichten, denen man in der Stadt überall wiederbegegnet, aufeinander: die Boomstadt des Fin-de-siècle des Zarenreichs, die sowjetische Moderne auf ukrainischem Boden, der Monumentalismus der Stalinzeit. Aber alles ist getaucht in den Sound einer vibrierenden Anderthalbmillionenstadt, die sich demonstrativ – auf Plakaten, in Schaufenstern, in nächtlich illuminierten Fassaden – in den ukrainischen Nationalfarben Blau-Gelb drapiert.

Rote Moderne, Das Neue Charkiw

Was Charkiw in dieser Zeit, von den frühen 1920ern bis 1935 war, lässt sich bis heute im Stadtbild mühelos erkennen. Die Architekten-Gemeinde, die alles schon hinter sich gebracht hat – vom Rockefeller Center in New York bis zu Zaha Hadids Archäologischem Museum in Rom – sollte in Charkiw nun endlich den Gosprom-Komplex und die Rote Moderne besuchen. Der Platz, an dem sich das Neue Charkiw konzentrierte, wurde uns in den ersten Kriegstagen bekannt, als eine Rakete im Rathaus der Stadt einschlug. Man versteht auf dem »größten Platz Europas« im Nachhinein, warum Charkiw einmal Pilgerort für viele war, die wissen wollten, wie die Welt von morgen aussehen sollte. In Charkiw waren Sowjetfreunde wie Henri Barbusse oder Theodore Dreiser zu Besuch, prominente Politiker wie Edouard Herriot und Eduard Benesch, die von der schrecklichen Hungersnot in der Ukraine nichts gesehen haben wollen, aber auch Künstler, Architekten, Ingenieure, Physiker, später auch Politemigranten aus dem von Hitler bedrohten Europa. Für ein Jahrzehnt wurde Charkiw zum Generator einer selbstbewusst gewordenen ukrainischen Moderne, deren Namen – Alexandra Exter, die Brüder Burljuk, Les Kurbas – uns meist aus dem Pantheon der »sowjetischen Avantgarde« geläufig sind. Ein jüngerer ukrainischer Schriftsteller wie

Serhij Zhadan hat hier nur »die mittelalterliche Sonnenstadt«, ein »rotes Downtown«, ein »Entree zur Walhalla« sehen können, aber in Wahrheit sind die Bauten des »Neuen Charkiw« und die »Rote Moderne« zentrale Orte der europäischen Stadt- und Architekturdiskussion gewesen. Zur »Roten Moderne«, die man in Charkiw besichtigen kann, gehört nicht nur das grandiose Hauptpostamt am Bahnhof, sondern auch der spektakuläre Bau des Eisenbahnerklubs, Volkshäuser und Bibliotheken, Fabrikküchen, öffentliche Bäder und Stadien, das Studentenwohnheim Gigant, die Telephonzentrale in der Iwanow-Straße und natürlich die Fabrikanlagen, mit denen man dem Amerika Henry Fords nacheiferte. Entlang des heutigen Moskowski Prospekt erstrecken sich kilometerlang das Charkiwer Traktorenwerk, das Turbinenwerk und – durch eine Parkzone getrennt – die Arbeitersiedlungen des »Neuen Charkiw«. Wenn man vor diesen ebenso einfachen wie schönen Gebäuden steht, ahnt man etwas von der Faszination, die sie auf die Zeitgenossen ausgeübt haben müssen. Es ist kein Zufall, dass Sergej Eisenstein seinen Film »Die Beshin-Wiese« – er handelt von Denunziation und vom Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung – in Charkiw vor den weissen Bauten konstruktivistischer Architekten und einer Armada von gerade vom Band gelaufenen Traktoren spielen liess.

Das Zentrum des »Neuen Charkiw« ist just dort, wo die Leninstatue Lew Kerbels vom Sockel geholt worden ist: am ehemaligen Dsershinski-Platz, dem heutigen Platz der Freiheit, mit zwölf Hektar einem der größten weltweit. Am westlichen Ende gruppieren sich um den halbkreisförmigen Platz neun grosse Baukörper: der aus sechs Blöcken bestehende Komplex des »Gosprom« oder »Dershprom«, des »Hauses staatlicher Behörden« also, der Nationalen Universität und der Militäruniversität. Den 1925 ausgeschriebenen Wettbewerb hatten Leningrader Architekten gewonnen. Die Bauten wurden binnen drei Jahren errichtet. Der Komplex aus Stahlbeton und Glas sollte alle Ministerien der ukrainischen Sowjetrepublik beherbergen, mit Hunderten von Büros, zwei Konferenzsälen für 1.000 und 250 Besucher, einer Technischen Bibliothek, Radiostation, Restaurants und Cafeteria, Post sowie Telegraphenamt. Das Ensemble von strahlen-

förmig angeordneten, mit bis zu zwölf Stockwerken ansteigenden und in einem Flachdach endenden Blöcken sind untereinander durch Übergänge in der dritten, fünften und siebten Etage verbunden. Alle Treppenhäuser, Büros, Korridore haben natürliches Licht, insgesamt sind 170.000 Quadratmeter verglast. Der Komplex ist im Krieg beschädigt, aber nicht zerstört worden. Ein kleines Museum erzählt von der Baugeschichte und Stadtplanung des »Neuen Charkiw«. Man kann sich unschwer vorstellen, wie »amerikanisch« der Verkehr in den »Schluchten« zwischen den damaligen Wolkenkratzern ausgesehen haben muss. Ebenfalls am Halbrund des Platzes stehen Hochhäuser wie das »International«, heute »Hotel Charkiw«, das auf der Pariser Weltausstellung 1937 mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden war. Auf der Südseite schliesst sich der weitläufige Stadtpark mit dem Schewtschenko-Denkmal – Treffpunkt der Maidan-Anhänger – mit zahlreichen Pavillons und Cafés an. Auf der Rückseite des Gosprom-Gebäudes befindet sich, ebenfalls im Einklang mit den städtebaulichen Konzepten der 20er Jahre, eine Wohnsiedlung der Nomenklatura, die im Sinne des stalinistischen *social engineering* nach Berufsgruppen angeordnet ist – für Chemiker, Arbeiter des Wortes, leitende Angestellte der Tabakindustrie usf.

Mit Lew Kopelew nach Charkiw

Wir wissen über das Charkiw jener Jahre gut Bescheid, weil die Hauptstadt naturgemäss Anziehungs- und Sammelpunkt für zahlreiche Angehörige der politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Elite war. Wir treffen hier nicht nur die Baumeister, nicht nur die Naturwissenschaftler am Ukrainischen Physikalisch-Technischen Institut (UFTI), unter ihnen das Wunderkind und späterer Nobelpreisträger Lew Landau. Wir treffen die Ingenieure des Charkiwer Traktorenwerks, unter ihnen auch der Konstrukteur des legendären Panzers T-34. In einer Villa an der Puschkinstraße stoßen wir auf eine Gedenkplakette für den großen ukrainischen Regisseur Oleksander Dowschenko. Für Deutsche besonders wichtig ist das Zeugnis

Lew Kopelews, des 1912 in Kiew geborenen und 1997 in Deutschland gestorbenen russisch-ukrainisch-jüdischen Schriftstellers, der in Charkiw seine prägenden Jugendjahre verbracht und seine ersten Gedichte auf Ukrainisch verfasst hat. In Charkiw begann auch der junge Petro Grigorenko, der spätere General der Roten Armeen und in den 1960er Jahren einer der prominentesten Dissidenten der Sowjetunion, am Technologischen Institut seine Karriere. Detaillierte Schilderungen des Charkiwer Lebens – im Studentenwohnheim »Gigant« – verdanken wir dem Ingenieur Viktor Krawtschenko, der nach seiner Flucht in den Westen 1949 mit der sogenannten »Krawtchenko-Affäre« einen Skandal unter den prosozialistischen linken Intellektuellen Frankreichs ausgelöst hatte. Und schließlich: Eines der frühesten und bedeutendsten Zeugnisse der Stalinschen Säuberungen, veröffentlicht 1951 unter dem Titel »Hexensabbat«, verdanken wir dem österreichischen Physiker Alex Weissberg-Czybulski, dem Freund Arthur Koestlers, der 1931 nach Charkiw an das weltberühmte Physikalische Institut gegangen und dort in das Räderwerk der Stalinschen Säuberungen geraten war. Er kam nach der Intervention Albert Einsteins und des Ehepaars Joliot-Curie bei Stalin frei – allerdings nur, um 1939 nach Nazi-Deutschland ausgeliefert zu werden (er sprang in Polen aus dem Zug und ging in den Untergrund). Arthur Koestler kam nach Charkiw ausgerechnet in der Zeit der Hungerkatastrophe, des Holodomor:

»Der Zug dampfte langsam durch die ukrainische Steppe. Er hielt häufig. An jedem Bahnhof standen massen zerlumpter Bettler, die Ikonen und Tischwäsche zum Tausch gegen einen Laib Brot anboten. Die Frauen hielten ihre kleinen Kinder zum Zugfenster hoch – Mitleid und Schrecken erregende Kinder: Arme und Beine wie Stecken, aufgedunsene Bäuche, große Köpfe, an dünnen Halsen hängend ... Die Ironie des Schicksals hatte es gewollt, dass ich in Russland gerade zur Zeit der großen Hungersnot 1932/33 eintraf, von deren Existenz ich, so wie die meisten Europäer, nichts wusste. Sie hat ganze Distrikte entvölkert und mehrere Millionen Opfer gekostet« – »Offiziell waren alle diese Männer und Frauen

strafweise enteignete Kulaken. In Wirklichkeit waren es Bauern, die der Hunger gezwungen hatte, ihre Dörfer zu verlassen. ... Ganze Dörfer wurden so verlassen, ganze Landstriche waren entvölkert; zu den offiziell nach Sibirien deportierten fünf Millionen Kulaken kamen noch mehrere Millionen Bauern, die ziellos im Land umherwanderten. Sie verstopften die Bahnhöfe, drängten sich in Güterzüge, hockten auf den Märkten und öffentlichen Plätzen und starben in den Straßen; ich habe nie so viele und so eilige Beerdigungen gesehen wie in jenem Winter in Charkiw.«

Mit Blick auf die Wartesäle in den Bahnhöfen spricht Koestler von einer »Nomadisierung in Agrikultur und Industrie«.

Charkiw hat seine Spuren auch im Werk Wassili Grossmans hinterlassen, der seinen Roman *Alles fließt* – über die Zwangskollektivierung und den Holodomor – ohne seine Studienzeit in Charkiw vermutlich nicht hätte schreiben können. Man kann in Kopelews Charkiw-Erinnerungen viel erfahren über die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten einer »pluralen Identität« – ukrainisch, russisch, jüdisch. Es gehört zu den Stärken Charkiws, dass sich die Stadt auch heute mühelos zwischen den Sprachen und Kulturen bewegt.

Ukrainische Topographien der Gewalt

Vor allem aber sind die Charkiw-Erinnerungen der Zeitgenossen Vergegenwärtigung monströser Gewalterfahrungen: erst der Prozesse gegen die »bürgerlichen Spezialisten« und »Schädlinge« am Ende der Neuen Ökonomischen Politik, dann der Kollektivierung, deren gewalttätiger Durchsetzung auf dem Dorf; dann ihre Augenzeugenschaft des Massensterbens auf dem Lande im Holodomor, der Entfesselung der Treibjagd auf die »ukrainischen Nationalisten« und schließlich des Großen Terrors.

Man kann eine Fahrt über die Charkiwer Topographie der Gewalt unternehmen. Man braucht dazu nur eine sorgfältige Lektüre, Stadtpläne, ein Taxi und viel Zeit. In der Villa in der Darwin-Straße,

in der heute das Haus der Architekten untergebracht ist, residierte in der Zeit des Bürgerkriegs die Tscheka. In der Olminski-Straße hatte der Volkskommissar Valeri Meshlauk gewohnt, der 1937 in einem der Moskauer Schauprozesse verurteilt und hingerichtet worden ist. Im Eckgebäude Tschernyschewski/Radnarkomiwska-Straße war der NKWD untergebracht und heute der Ukrainische Sicherheitsdienst. Hinter dem Bauzaun auf dem Hof befand sich das Innere Gefängnis, dessen Insassen umgebracht wurden, bevor am 25. Oktober 1941 die Deutschen die Stadt einnahmen. An der Fassade ist eine Plakette angebracht, die an die Ermordung der über 3.000 nach Charkiw gebrachten polnischen Offiziere im Frühjahr 1940 erinnert – unter ihnen der Vater des Regisseurs Andrzej Wajda –, die weiter draußen, auf einer Gedenkstätte an der Belgoroder Chaussee, in Massengräbern verscharrt worden sind; heute gibt es dort eine russisch-polnische »Gedenkstätte für die Opfer des Totalitarismus«.

Die wichtigste Spur aber führt hinaus auf die ukrainischen Dörfer während der Kollektivierung, mit der Deportation von Hunderttausenden von Bauernfamilien und dem Hungertod von Millionen. Kopelew war mit seinen Genossen im Dorf Petriwzy im Bezirk Mirgorod im Einsatz. Sie haben gesehen: Die von Hungerödemen aufgeblähten Körper der Kinder, Frauen und Alten, die sich zum Sterben an den Straßenrand gelegt hatten, die NKWD-Truppen, die die Flucht aus den Hungergebieten mit Gewalt verhinderten, Leichenreste, die auf Kannibalismus hindeuteten. Das Territorium der Stadt ist markiert von Gewalt, jedes Massengrab – heute liegen sie oft auf dem Territorium aufgelassener Friedhöfe, in Parkanlagen, in abgelegenen Industriezonen oder harmlos anmutenden Schluchten draußen vor der Stadt – steht für eine Epoche von Gewalterfahrung. Sogar das im Stadtpark errichtete Denkmal für die in Tschernobyl tödlich verstrahlten »Liquidatoren« und das offensichtlich geschändete Grab für die nach 1945 Gefallenen der Ukrainischen Aufstandsarmee gehört in diese Sequenz nicht abreißender Gewalt.

Die Deutschen in Charkiw

So als wäre das nicht genug, folgten auf den Holodomor und den Großen Terror im Abstand von nicht einmal zehn Jahren Besatzung und Terror der Deutschen. Die Namen der Schauplätze der heutigen Kämpfe tauchen schon in den Feldpostbriefen und Photos von Hunderttausenden von Soldaten der Wehrmacht auf: Kramatorsk, Isjum, Awdijiwka, Stalin/Donezk, und immer wieder: Charkiw. Die Stadt war vom 25. Oktober 1941 bis zum 23. August 1943 in deutscher Hand. Im Stadtmuseum sieht man den deutschen Stadtplan von 1942 »Nur für den Dienstgebrauch«, Photos von Sowjetbürgern, die an Balkonen gehenkt worden sind, aber auch Gruppenbilder deutscher Landser vor einem »Café München«. Die Gestapo war in einem modernen Ziegelbau in der Sumska-Straße untergebracht. Schon im Dezember 1941 wurden die Charkiwer Juden auf dem Areal der Traktorenfabrik zusammengepfercht und dem Tod durch Kälte und Hunger ausgeliefert, Abertausende marschierten einige Kilometer stadtauswärts zur Drobizki-Schlucht, heute an der Ausfallstraße nach Tschuhujiw. Dort ist im Jahre 2002 ein Denkmal und eine Gedenkstätte für die dort ermordeten 30.000 Menschen, darunter 23.000 Charkiwer Juden errichtet worden. Die Menorah, die über dem Gelände aufragt, wurde jetzt bei der Beschießung durch russische Artillerie beschädigt.

Der erste Kriegsverbrecherprozess wurde unmittelbar nach der Befreiung Charkivs am 15.–18. Dezember 1943 im alten Opernhaus, der heutigen Philharmonie in der Rymarska-Straße durchgeführt. Die drei deutschen Angeklagten wurden zusammen mit dem russischen Chauffeur des Gaswagens Michail Bulanow öffentlich und in Anwesenheit von 40.000 Charkiwer Bürgern auf dem Blagoweschtschenski Basar, dem heutigen Zentral-Markt mitten in der Stadt, gehenkt.

Seit dem russischen Angriff im Februar 2022 ist der Topographie der Gewalt eine neue Schicht, die die Stadt für immer zeichnen wird, hinzugefügt worden. Aber inmitten des Krieges gibt es schon jetzt den

Gedanken an den Wiederaufbau. Der britische Architekt Norman Foster hat ihn in einem Manifest an seine Kollegen in der Ukraine und in der ganzen Welt in seinem Kharkiv Manifesto vom 18. April 2022 so formuliert:

»I undertake to assemble the best minds with the best planning, architectural, design, and engineering skills in the world to bear on the rebirth of the city of Kharkiv. In the spirit of combining a planetary awareness with local action, I would seek to bring together the top Ukrainian talents with worldwide expertise and advice.

The first step would be a city masterplan linked to the region, with the ambition to combine the most loved and revered heritage from the past with the most desirable and greenest elements of infrastructure and buildings – in other words to deliver the city of the future now and to plan for its life decades ahead.

At the height of the pandemic, London updated a masterplan, the roots of which was a plan commissioned in the darkest days of World War II. A masterplan is an act of confidence in the future for generations still to come.«